

Leseprobe aus:

Nicolas Fargues

Nicht so schlimm



Ero dietro di te: Weißt du, was das heißt? Ich war hinter dir. Sie saß nämlich während des Essens die ganze Zeit an einem Tisch hinter uns und hat mir zugesehen, ohne dass ich es gemerkt habe. Und was mir jetzt erst auffällt, der Satz hat ja eindeutig auch eine symbolische Bedeutung. Er könnte auch meinen: «Die ganze Zeit, all die Jahre, war ich hinter dir, ganz nah, und du hast mich nicht gesehen. Das mit uns beiden war doch klar, aber jedes Mal haben wir uns verpasst. Jetzt bin ich hier, damit du Bescheid weißt, es liegt jetzt an dir, und du kannst dich hinterher nicht beschweren, du hättest von nichts gewusst und die Chance deines Lebens verpasst.» Oder, was meinst du?

Der Kellner hat mir nach dem Essen mit der Rechnung ein Kärtchen gebracht, weißt du, so eins mit dem Namen, dem Logo und der Adresse des Restaurants. Vielleicht ist dir auch schon aufgefallen, dass in Italien solche Dinge immer sehr schön gemacht sind, sauberer Druck, gutes Papier, ein elegantes Logo und eine sorgfältig gewählte Typo. Man sieht, dass sich jemand Gedanken gemacht hat, die Italiener achten auf solche Dinge, im Gegensatz zu uns. Auf der Rückseite des Kärtchens stand mit Kuli: *Ero dietro di te – Alice*, auf Italienisch spricht man das Alitische aus, und eine Handynummer, die fangen in Italien

immer mit 33 oder 34 an. Der Kellner hält mir grinsend das Kärtchen hin und will mir auf Italienisch erklären, was es damit auf sich hat. Ich nicke, verstehe aber nur jedes fünfte Wort. Ich wollte nicht zugeben, dass ich kein Italienisch kann, das wäre mir zu peinlich gewesen. Also habe ich weiter genickt, aus Stolz. Bescheuert, so zu reagieren, oder? Wirklich bescheuert.

Der Kellner hat natürlich gemerkt, dass ich nichts kapiere, und sieht meinen Vater und meine Stiefmutter an, die beide Italienisch sprechen, um ihnen zu erklären, dass eine Frau am Tisch hinter uns mir ihre Telefonnummer geben wollte. Der Kellner fand das ziemlich lustig, er hat gar nicht mehr aufgehört zu grinsen. Aber sein Lächeln war überhaupt nicht spöttisch oder überheblich. Im Gegenteil, eher schüchtern, gerührt, erstaunt. Ein erstauntes Strahlen, genau. Er wurde fast rot, so verlegen war er, und so kühn und romantisch erschien ihm die Geste der Frau, mir einfach so ihre Telefonnummer zu geben. Das ist ja eigentlich so eine Situation, die man sonst nur aus dem Kino oder aus Büchern kennt. Und der Kellner erlebt so etwas bestimmt auch nicht jeden Tag. Daran habe ich gar nicht gedacht, weil es ja um *mich* ging, weil die Worte auf dem Kärtchen an *mich* gerichtet waren. Aber für einen Unbeteiligten muss das Ganze ziemlich seltsam gewirkt haben, oder? Jedenfalls habe ich den Kellner gefragt, auf Englisch diesmal – ist dir übrigens schon mal aufgefallen, dass die Italiener auf die Frage «Do you speak English?» immer bescheiden «Just a little bit» antworten? *Dschastelitelbit*, mit einem kleinen Akzent, und dabei mit dem Zeigefinger und dem Daumen so machen. Sie sagen «Just a little bit», aber sie verstehen und sprechen viel besser Eng-

lisch als wir. Oder? Ist dir das schon mal aufgefallen? Also, der Kellner. Ich frage ihn in meinem besten Englisch, um ja keinen französischen Akzent zu haben – unser Akzent ist nämlich wirklich peinlich, wenn wir Englisch reden, oder? –, ich frage ihn also, ob die Frau noch da ist, wie sie aussieht, ob sie hübsch ist oder nicht, ich sage, er soll sie mir beschreiben, einfach nur so. Nur zum Spaß, es war mir nicht wirklich wichtig. Ich wollte vor meinem Vater, meiner Stiefmutter und meinem kleinen Bruder nur ein bisschen den Coolen spielen. Und außerdem tat es mir gut, so zu plaudern, es lenkte mich ab.

Weil es mir an diesem Abend so schlecht ging, das kannst du dir gar nicht vorstellen, wirklich. Es war schon über einen Monat her, dass Alexandrine mich betrogen hatte, aber ich war immer noch nicht darüber hinweg, es war schrecklich. Immer wenn ich sie ansah, musste ich daran denken; ich versuchte, nicht mehr daran zu denken, aber nichts zu machen, das Ganze nahm gewaltige Dimensionen an, wurde fast pathologisch, ich ging auf dem Zahnfleisch, völlig ausgebrannt, Tag und Nacht tat mir der Magen weh, du weißt, was ich meine, wenn es hier wehtut und der Schmerz gar nicht mehr aufhört, wenn aus seelischer Not ein objektives körperliches Leiden wird, verstehst du? Das sind so Zustände, da kriegst du Antidepressiva verschrieben, Prozac oder so. Davor habe ich nie verstanden, warum die Leute Prozac nehmen. Weil es für mich eine Frage des Stolzes war, nicht zuzugeben, dass irgendetwas nicht stimmt – ich habe dann irgendwann selbst geglaubt, dass ich so etwas wie Probleme gar nicht kenne, mein Spruch war immer: *Kein Problem* –, weil ich hartnäckig darauf bestand, glücklich zu sein, und des-

halb habe ich nie verstanden, was diese ganze Chemie soll, welchen Nutzen und welche Wirkung das haben soll. Ich konnte mir nie etwas darunter vorstellen, wenn die Leute von Depression und Unglück sprachen, diese ganzen Mittelchen, Psychologen und dieses ewige Gequatsche, das ist doch was für Schwächlinge. Ich habe darauf immer verächtlich, gereizt und ungeduldig reagiert. Ich verstand nicht, wie man unglücklich sein kann, ohne etwas dagegen zu unternehmen, wie man sich die Dinge derart zu Herzen nehmen, wie man schlagartig um zehn Jahre altern kann, wie einem plötzlich die Lust vergeht, zu lächeln. Ich dachte, dass die Leute, denen es schlechtgeht, sich mit ihrem Zustand abfinden und dass sie sich letztlich sogar ganz wohl fühlen mit ihrem Unglück, verstehst du?

Also, ich habe zu keinem Zeitpunkt daran gedacht, mir Prozac verschreiben zu lassen, weil ich im Grunde ein überdimensionales Ego habe, irgendwie bekomme ich dann doch immer alles hin und falle immer wieder auf die Füße, was auch passiert. Aber heute weiß ich, dass es seelische Qualen gibt, die zu groß sind, unerträgliche Qualen, denen man sich ergibt. Ich habe verstanden, dass die westliche Medizin in der Lage ist, gegen diese Schmerzen bestimmte Moleküle einzusetzen, die das Leben erträglicher machen. Und dass es falsch wäre, auf diese Mittel zu verzichten, wenn man sie braucht, wenn man nicht mehr weiterweiß und keine Kraft mehr hat, wenn man damit weniger unglücklich ist. Man braucht sich deshalb gar nicht zu schämen. Nein, wirklich, ich verachte die Leute nicht mehr, die sich mit Medikamenten vollstopfen und keinen Hehl daraus machen, dass es ihnen schlechtgeht, das wäre zu billig. Sie tun, was sie können, das habe ich inzwischen verstanden.

Ich weiß, dass sie ganz schön was mitgemacht haben, wenn sie diesen Punkt erreicht haben. Ich habe verstanden, dass es möglich ist, zu leiden, ohne das eigene Leid abstrahieren zu können. Und übrigens verachte ich niemanden mehr. Diese ganze Geschichte hat mich menschlicher gemacht. Ich musste erst dreißig werden, um zu kapieren, dass ich wie alle anderen bin, dass wir alle dasselbe durchmachen und ich ein Idiot war, zu meinen, ich stehe über den Dingen. Meine Therapeutin hat schon bei der ersten Sitzung im Juni gesagt: «Jetzt blicken Sie nicht mehr auf die anderen *herab*, jetzt sind Sie *mittendrin*», wobei sie *mittendrin* betonte. Vorher dachte ich immer, ich hätte den anderen nichts zu erzählen. Aber ich war ziemlich froh, dass die anderen mir zuhörten, als ich dann doch jemanden zum Reden brauchte. Vorher habe ich über solche Dinge nicht gesprochen, verstehst du. *Kein Problem*, wie gesagt. Heute weiß ich, dass ich das Ganze nur überstanden habe, weil ich stundenlang mit Leuten gesprochen habe, die mehr oder weniger aufmerksam zugehört haben. Ja, ich rufe in die Runde: Vielen Dank, ihr anderen! Ihr habt mir das Leben gerettet, und bitte verzeiht mir, dass ich auf euch herabgeblickt habe, ich habe meine Lektion gelernt, garantiert, das wird nie wieder vorkommen! Ich habe nicht einmal mehr Hemmungen, auf ein höfliches, beiläufiges «Wie geht's?» zu antworten: «Sehr schlecht, es geht mir überhaupt nicht gut, ich muss dir was erzählen, hast du kurz Zeit?» Ich schäme mich nicht mehr – ich, der ich nichts mehr gefürchtet habe, als den harmonischen Eindruck, den ich auf andere machte, durch ausführliches Reden über mich und meine Probleme zu beschädigen –, ich schäme mich also nicht mehr, stundenlang zu reden wie jeder andere

auch, den anderen mit meinen Geschichten auf die Nerven zu fallen, wie die anderen mir mit ihren Geschichten auf die Nerven gefallen sind, als es ihnen schlechtging und ich ihnen noch weismachen wollte, dass bei mir alles in Ordnung ist und ich ihnen zugehört habe, wie sie mir jetzt zuhören, da es mir schlechtgeht. Ich habe jetzt auch kein Problem mehr, so zu tun, als gingen sie mir nicht auf die Nerven; ich weiß ja auch, dass mein Gerede dem einen oder anderen, den ich in letzter Zeit vollgequatscht habe, irgendwann lästig wurde, dir zum Beispiel, oder? Gehe ich dir auf die Nerven? Sicher nicht? Eigentlich ist es mir auch egal, ob man mir zuhört oder nicht. Ich rede halt. Und es bringt immer was, zu reden. Ich habe nämlich auch verstanden, was die anderen von einem erwarten; nicht etwa, dass du sie mit deinen Problemen in Ruhe lässt oder dass es dir immer gutgeht, im Gegenteil. Sie wollen die Maske fallen sehen, das Geständnis, dass du einer von ihnen bist, dass du genauso in der Scheiße sitzt wie sie. Das ist wahre Gleichheit, die wahre geteilte Menschlichkeit. Solange es dir gutgeht und du die anderen mit deinen Problemen in Ruhe lässt, sind sie fasziniert von dir. Aber du gehörst nicht dazu, du bist zu weit weg, dein Glück hält sie auf Abstand, es reizt sie und ficht sie an. Und sie mögen dich noch lieber, sind aufmerksamer und zeigen Mitgefühl, wenn du die Maske fallenlässt, nachdem sie lange gedacht haben, dass du über den Dingen stündest, und mit perverser Ungeduld den Tag erwartet haben, an dem du endlich auf die Schnauze fällst wie alle anderen.

Wie auch immer, ich musste also erst dreißig werden, um zu leiden. Oder vielmehr, um zu kapieren, dass ich leide wie jeder andere auch und dass meine angebliche men-

tale Stärke, meine angebliche elegante Gleichgültigkeit, der Abstand, den ich angeblich zu den Dingen hatte, dass all das rein theoretisch war, konzeptuell oder literarisch, und überhaupt keine Bedeutung mehr hat, wenn das Leben dir richtig einen reinwürgt. Ich bin im Grunde erst mit dreißig erwachsen geworden. Weißt du, ich hatte nie wirkliche Probleme. Ich habe kein frühkindliches Trauma erlitten und nichts objektiv Dramatisches erlebt. Ich bin weder verstoßen noch vergewaltigt oder geschlagen worden, meine Eltern haben sich nicht ständig über mich lustig gemacht, mein Vater hat keinen umgebracht, er saß nicht im Knast, war kein Säufer, meine Mutter ist nicht auf den Strich gegangen, um mich zu versorgen, ich habe nichts Schreckliches mit ansehen müssen, keinen Mord oder Völkermord, keine Deportation oder so was. Meine Geschichte ist völlig banal und bürgerlich: eine jüngere Schwester, Mama und Papa, die sich und uns lieben und respektieren und die eines Tages entscheiden, dass sie nicht mehr miteinander können, und sich trennen, Punkt. Ein Kind für jeden, viel Glück auch, und wir wollen immer daran denken, dass wir uns einmal geliebt haben und dass das Allerwichtigste das Wohlbefinden unserer Kinder ist. Ganz normales kleines Scheidungstrauma, Patchworkfamilie, die Schwermut eines verzärtelten Kindes, das Leben geht weiter, muss man kein Drama draus machen.

Gut, jeder sieht, was er sehen will, aber mir kommt diese blöde Sache mit Alexandrine, wahrscheinlich lache ich eines Tages darüber, aber im Moment kommt mir das alles wie eine kleine Revolution vor. Aber vielleicht ist so eine Revolution auch Teil des ganz normalen, banalen, unspektakulären Lebenswegs eines jeden Erwachsenen. *So ist*

das Leben, wie es so schön heißt. Gar nicht schlecht, dieser Spruch, oder? Jedenfalls gibt es bei dieser Geschichte ein Vorher und ein Nachher. Findest du nicht, dass ich mich ein bisschen verändert habe? Ich habe mich natürlich nicht völlig verändert, klar, aber, ich weiß nicht, eine gewisse Traurigkeit in den Augen, das fällt nicht gleich auf, aber man ist nicht mehr derselbe, alles irgendwie schwerer, mehr Erfahrung. Findest du nicht? Ich weiß, wir sind letztlich ausnahmslos alle irgendwie gekränkte Kinder. Alle. Theoretisch sollten sich da deine ganzen Wehwehchen etwas relativieren. Dieses unbenannte Leiden aller, fast schon demütigend. Na ja, jedenfalls war es schrecklich, dass Alexandrine mich betrogen hatte, ein Albtraum: Die vier Wochen nach ihrer Rückkehr aus Kodong habe ich nicht mehr geschlafen, ich musste mich zwingen, zu essen, aufzustehen, zu duschen, mir etwas zum Anziehen rauszusuchen, mich vor dem Spiegel zurechtzumachen, weiter hübsch zu lächeln, um allen weiszumachen, ich sei okay. Nein, eigentlich stimmt das nicht, ich musste mich nicht zwingen. Das ging alles ganz automatisch, ich habe gar nicht richtig verstanden, was da passiert. Ich stand unter Schock, weißt du, wie ein Gebäude nach dem Erdbeben noch kurz stehen bleibt, ehe es einstürzt. Oder wie ein Hahn, dem man den Kopf abgehackt hat, noch zwanzig, dreißig Sekunden lang über den Hof rennt, bevor er einsieht, dass Wegrennen jetzt nichts mehr bringt, dass es keinen Ausweg mehr gibt. Ich dachte, ich wäre stark, verstehst du, rostfrei, geländegängig, unverwüstlich, zu stolz, um zu leiden. Aber dann, mit einem Mal, kein Stolz mehr, kein Abstand, keine Ironie mehr. Sondern Leben. Und wie alle, die zu stolz sind und vom Leben immer verschont

geblieben waren, habe ich beim ersten Rückschlag völlig überreagiert. Ich habe weiter funktioniert, mich ganz normal verhalten, aber innerlich hatte ich abgeschaltet. Ich war besessen von der Vorstellung, wie meine Frau sich in ihrem Scheißhotelzimmer in Kodong von diesem Typen flachlegen lässt, der größer ist als ich, der mehr Mann ist als ich, schwarz, mehr Muskeln als ich, leidenschaftlicher als ich, der mit ihr Englisch spricht und der es ihr besorgt, ohne lange zu fackeln. Es war entsetzlich, ich habe den anderen was vorgemacht, gelächelt wie doof, damit sie nicht meinen, ich lasse mir die Butter vom Brot nehmen. Aber innerlich wäre ich fast durchgedreht, ich dachte, niemand auf der Welt ist so am Ende wie ich.

So ging es mir, als ich an diesem Abend mit dem Kellner in dem Restaurant in Romanze sprach. Meine Verzweiflung hatte etwas Euphorisches, verstehst du? Allerdings tat es mir auch wirklich gut, in Italien zu sein. Am Morgen war ich aus Paris gekommen, ich wollte nur übers Wochenende bleiben, ich dachte auch nicht, dass die Reise oder dass Italien mir irgendwas bringen würde. Aber mein Vater, den ich seit einem Jahr nicht gesehen hatte, hatte mir vorgeschlagen, während meines Aufenthaltes in Europa einen Abstecher nach Italien zu machen, er war kurz zuvor mit seiner Familie da hingezogen. Er hatte mir schon zwei, drei Monate vorher eine Mail geschrieben, damit wir uns nicht verpassen, denn er weiß, wie das ist, wenn man mal in Europa ist: tausend Dinge erledigen, in einem unglaublichen Tempo Hunderte von Leuten sehen und keine Zeit für die Familie. Er wusste, dass es nicht gut um meine Ehe stand, er hatte geschrieben: Wenn du Anfang September mit Alexandrine in Paris bist, komm doch

für ein Wochenende zu uns nach Romanze, um ein wenig auszuspannen, da werden wir umgezogen sein, ich habe ein Häuschen gefunden, in den Hügeln mit Blick über die Stadt.

Da saß ich gerade in meinem Büro in Tanambo, am anderen Ende der Welt, mit ganz anderen Sorgen im Kopf, zerfressen von Schuldgefühlen. Es wird so im Juni gewesen sein, meine Beziehung mit Alexandrine steckte da schon in einer handfesten Krise. Ich selbst hatte Mitte Mai alles kaputt gemacht, nach Jahren der Treue, und mit zwei Kindern, indem ich mich auf Gassy eingelassen habe, eine Sängerin auf Durchreise, die so weit ging, die Hexenmeister ihres Dorfes zu Rate zu ziehen, um mich zu verführen, und wahrscheinlich hat der Zauber geholfen, denn im Nachhinein verstehe ich überhaupt nicht, was ich eigentlich an ihr gefunden habe, völlig absurd, diese Geschichte mit ihr. Ein leichtlebigeres Mädchen also, das nicht mehr alle Tassen im Schrank hat, das ich kaum kannte und das ich eines Tages, als meine Frau mit den Kindern im Zoo war und sich nicht träumen ließ, was ich da am anderen Ende der Stadt gerade veranstaltete, in seinem Hotelzimmer küsste und verstohlen befummelte. Das Schlimmste ist nicht, dass ich mit einer anderen Frau herumgeknutscht oder ihre Brüste angefasst habe und ihr zwischen die Beine gegangen bin. Sondern – du kennst die Geschichte schon, wir haben es ja allen erzählt: Zwei Tage danach erzähle ich Alexandrine von der Frau und teile ihr gleichzeitig mit, dass ich sie verlassen werde, nur um zwanzig Minuten später alles zurückzunehmen und um Verzeihung zu flehen. Ich überspringe jetzt mal ein paar Details, um dir zu ersparen, wie Alexandrine auf der

Stelle zusammenbrach, als ich sie von meinem Entschluss in Kenntnis setzte, der furchtbare, offensichtliche Schreck in ihren Augen und auf ihrem Gesicht, als sie gerade einen Marmorkuchen für die Familie in den Ofen schieben wollte. Ich erzähle dir nicht, wie ich auf der Stelle sterben wollte, als ich sah, was ich ihr angetan hatte, wie mir plötzlich bewusst wurde, dass die Welt aus den Fugen geraten war und ich unser Vertrauen unwiederbringlich zerstört und ein regelrechtes Sakrileg begangen hatte; ich erspare dir, wie ich den sofortigen Untergang der Welt kommen und die Flammen aus der Hölle aufsteigen sah, es gibt dafür kein anderes Bild, der Albtraum wurde Wirklichkeit, du willst die entscheidenden fünf Sekunden, die es gedauert hat, die Worte auszusprechen, ungeschehen machen, diese verhängnisvollen fünf Sekunden neu schreiben, damit alles wird wie vorher und das Ganze nur ein böser Traum war. Apropos Traum, ich erspare dir auch, was ich ein, zwei Wochen zuvor geträumt hatte. Träume sind wirklich sonderbar. Ich habe geträumt, dass Alex und ich uns anschreien, wir schreien gleichzeitig, die Augen hysterisch zusammengekniffen, wir schreien uns an und weinen aus Verzweiflung über ein unlösbares Missverständnis, wir sind wütend auf den anderen, aus irgendeinem Grund, der im Traum keine Rolle spielt, ein schlimmer Grund jedenfalls, und ich bin schuld, wir schreien in einer unbeschreiblichen Kakophonie, als würde die Welt zu Ende gehen, umarmen uns dabei mit aller Kraft, wie zwei verängstigte Waisenkinder während eines Bombenangriffs den Tod erwarten, denn wir wissen beide, dass es keinen Ausweg gibt. Ich erinnere mich genau an diesen Traum, ich denke mir das nicht aus, ehrlich, dieser Traum ließ

mich nachts im Ehebett hochschrecken, weil die Brutalität so deutlich spürbar war, so realistisch. Ich hatte am nächsten Morgen noch Gänsehaut, wirklich. Ich erspare dir all das, aber wir sind uns einig über den Ablauf der Ereignisse? So haben die anderen die Geschichte ja auch erzählt, oder? Du kannst mir ruhig sagen, wenn du meinst, dass ich etwas vergesse, irgendwas, ein zusätzliches Detail, das dir wichtig vorkommt und das ich deinem Eindruck nach weglasse, damit meine Version der Geschichte eingängiger wird. Wirklich, du kannst es mir ruhig sagen, nicht dass du denkst, ich möchte dich unbedingt auf meine Seite ziehen.

Ich werde dir jedenfalls nicht erzählen, wie es letztlich zu dem Ausrutscher mit der Sängerin kam. Das ist sehr persönlich und würde außerdem Stunden dauern. Vor allem will ich dich nicht nötigen, für mich Partei zu ergreifen, ich weiß, du magst Alex, ihr versteht euch gut, und sie wird dir ihre Version erzählen, schwierige Sache. Aber auch wenn dich das jetzt nicht weiterbringt, ich kann dir versichern, dass ich meine Gründe hatte. Natürlich. Es ist mir egal, ob ich wie der Dreckskerl dastehe, der alles kaputt gemacht hat, aber das Ganze ist nicht einfach so passiert. Ich hatte meine Gründe, und wenn man Gründe hat, ist man weniger schuldig, oder? Auch wenn ich in dem Moment, als ich sah, was ich Alex angetan hatte, sofort ein schlechtes Gewissen hatte und mir kein einziger objektiver Grund mehr einfallen wollte. Wie auch immer, es lief überhaupt nicht gut, mein schlechtes Gewissen war gewaltig, weil ich sie angelogen und ihr gedroht hatte, sie wegen einer Frau zu verlassen, mit der ich lächerlicherweise nicht schlafen wollte, bis ich meine Frau nicht wirk-

lich verlassen hatte; ich fühlte mich schuldig, weil mich ich weiß nicht was geritten hatte und ich innerhalb von fünf Sekunden unsere Geschichte zerstört hatte, nach all den Jahren ohne wirkliche Krise, mit den zwei Kindern. Nach einer schlaflosen Nacht, in der ich sie auf Knien anflehte, mir zu verzeihen und für immer bei mir zu bleiben, in der sie weinte und schrie, beschloss ich am Morgen, die nächsten zehn Tage nicht zur Arbeit zu gehen, um Alexandrine nicht mehr von der Seite zu weichen. Ich blieb Tag und Nacht bei ihr, auf dem Boden kauend am Fuß des Bettes im Gästezimmer, wo sie nun schlief; ich tat kein Auge zu, ich verfolgte jede Bewegung, die sie im Schlaf machte, wenn sie aufwachte, schreckte ich hoch und sah zu ihr auf und wartete auf ihre ersten Worte, senkte die Lider, wenn sie mir mit einem Blick bedeutete, ich solle sie nicht ansehen; ich nickte nur noch, weil ich Angst hatte, dass allein der Klang meiner Stimme sie verletzen könnte, wenn ich etwas sagen wollte, bat ich um Erlaubnis; ich verließ das Zimmer, wenn sie es mir befahl, ich schämte mich, meine Freude zu zeigen, wenn sie mich bat, zu bleiben, ich ging im Flur auf und ab und wartete auf ihre Anweisungen; ich wagte nicht, mich auf dem Sofa im Wohnzimmer auszuruhen, so sehr schämte ich mich, ich traute mich nicht, den Fernseher anzumachen, ein Buch aufzuschlagen und auch nur eine Sekunde an mich zu denken; ich sah nicht einmal mehr in den Spiegel, da ich den Anblick meiner elenden Ehebrechervisage nicht ertragen konnte; ich war Macbeth, nachdem er den König ermordet hatte, ich hatte die Unschuld auf dem Gewissen, und dafür würde ich bezahlen, wirklich, ich übertreibe nicht, so war es; die folgenden zweieinhalb Monate waren ein einziger Op-